

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 12

Artikel: Hasenbraten
Autor: Schönthan, Paul von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666932>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wundervollen Gang durch die enge Schlucht der Schöllenen nicht scheut, so sind doch die Zeiten vorbei, da die Fußgänger in Scharen dem Gott-hard entgegenzogen und im finsternen Urnerloch den wundersamen Eindruck genossen. Noch wären ein paar Häuserhäuslein zu nennen. Ganz hinten am Fuß der Furka liegt das freundliche, herdenumläutete Dörflein Realp. Auch von den dunklen Seen wäre noch manches zu berichten, die auf der Höhe der Oberalp und des Gott-hards liegen. Das Hochtal schweigt. Ein Murmelpfiff nur, ein Vogelschrei bricht zuweilen durch die Stille des Hochgebirges der Furka.

Von Gletsch hinauf geht die Fahrt zur „Grimmel“. Das Grimselgebiet, der südöstliche, höchstgelegene Teil des Kantons Bern, beherbergt das Quellgebiet der Aare, das Oberhasli. Auf drei Seiten ist es von hohen Bergketten umstellt. Nur gegen Westen ist das Tal offen.

Innerhalb dieser großartigen Bergwelt lebt ein Volk, das durch seine eigenartige Sprache, durch Kleidertracht und seinen hohen Wuchs dem fremden Besucher auffällt. Von alters her nahmen die Hasler unter ihren Nachbarn eine bevorzugte Stellung ein. Während in den meisten Talschaften ringsum die Leute irgend einem adeligen Herrn oder Kloster untertan waren, besaßen die Oberhasler die Reichsfreiheit, wohl früher als die Waldstätte. Sie standen direkt unter dem Kaiser, bezahlten ihm eine geringe jährliche Steuer von 50 Pfund und waren zur Heerfolge verpflichtet. Dagegen durften sie ihren einheimischen Landammann, der zugleich ihr Richter war, selber wählen und alle ihre Landesangelegenheiten an der Landsgemeinde selber bestimmen. Die schöne Alpenfahrt ist zu Ende!

Photos und Text von J. W., St. Gallen.

Hasenbraten

Von Paul von Schönthan

Die Vererbung gewisser äußerer oder psychischer Eigentümlichkeiten, die oft Generationen überspringen und zum Beispiel vom Großvater unmittelbar auf den Enkel gelangen, gehört gewiß zu den rätselhaftesten Erscheinungen des geheimen Naturwirkens. Nur sollte man immer wissen, welchem Vorfahren man diese oder jene Eigenschaften zu verdanken habe, man würde unbedeute „Geschenke der Natur“ dann mit einer gewissen pietätvollen Ergebung ins Unvermeidliche tragen.

Eine Gürkennase ist gewiß nicht edel, aber wenn sie sozusagen ein Vermächtnis des seligen Großpapas ist, so kann man sie sich zur Not gefallen lassen; auch ein Kopf erscheint durch die Rücksicht darauf, daß ihn schon eine liebe Tante getragen, in einem mildernden Lichte. Hier handelt sich's aber um eine vererbte Idiosynkrasie: um eine von dem Großvater auf mich überkommene ausgesprochene Abneigung gegen Hasenbraten. Diese Abneigung beruht nicht etwa auf einer Laune, wie Eltern in ähnlichen Fällen so gerne

glauben, sondern auf einem unbesiegbaren Widerwillen, der wahrscheinlich nicht einmal durch Hungerqualen zu besiegen wäre. Mein Großvater, der übrigens Forstmann war, hatte als Kind, als Jüngling und Mann viel zu leiden infolge dieser Idiosynkrasie. So erzählte er, daß er bei Gelegenheit einer Kavaliersjagd, als blutjunger Forstamtspraktikant, zur Tafel geladen war, wo es leider auch wieder — Hasenbraten gab. Aus seiner fatalen Lage befreite ihn aber sein treuer Nero, der unter dem Tisch herangeschlichen war und seine Schnauze unter dem Tischtuch hervorstreckte. Der junge Weidmann schob Stück für Stück über den Tellerrand, bis der ganze Braten durch den braven Hund verzehrt war.

Diese einfache Geschichte, die ich, mit allen dem Leser hier ersparten Umständlichkeiten, wohl hundertmal zu hören bekam, behandelte der Großvater als Geniestreich seines Lebens; er knüpfte sie an die Erzählung eines andern, wenn es halbwegs anging, und stellte den Übergang

gewöhnlich durch die Bemerkung her: „Der macht's wie ich und mein Nero!“ Da die meisten wissen wollten, worin diese Tat bestanden, erlebte die einfache Geschichte eine ungezählte Reihe von Wiederholungen.

Nachdem ich dies vorausgeschickt, kann ich in wenig Worten mein Hassenbraten-Abenteuer erzählen. Ich besaß zwei in einer Provinzstadt lebende Tanten, zwei treue Schwestern, beide Witwen, die nach dem Tode ihrer Gatten zusammen in einem stillen Provinzialwinkel wohnten, ihrer gemeinsamen Trauer und der Erziehung eines etwa dreizehnjährigen Knaben — dem Sohne der Tante Marie — lebend. Dieser Georg war ein Ausbund aller Untugenden, und doch konnten sich die beiden Frauen nicht entschließen, den Knaben in eine Pension zu schicken.

„Kleine Kinder pflegt man durch die Erzählung der gottlosen Taten eines Struwwelpeters und ähnlicher Laugenichtse auf die Bahn der Tugend, Ordnung und Sitte zu leiten, bis das negative Erziehungsmittel umgekehrt wird, bis man den Verständigeren das leuchtende Beispiel möglichst vollkommener Menschen vorführt, deren Aufführung musterhaft ist, die als Inkarnation sämtlicher Tugenden gelten und deren Genius heraufbeschworen wird, so oft der Nachstrebende auf dem Wege zu straucheln beginnt. Fast in jedem Hause wird für die heranwachsenden Kinder ein solcher Göte errichtet; im Hause der Tante versah ich in absentia dieses Amt. So oft Georg irgendeine Gottlosigkeit begangen hatte, wurde ihm vorgehalten, wie fremd mein Herz eine solche Handlungsweise stets gewesen sei, wie ganz anders ich mich in diesem oder jenem Falle benommen hätte usw. — Die Tanten hatten mich jahrelang nicht gesehen; die Erinnerung verschont bekanntlich, die liebenswürdigen Seiten treten leuchtend hervor, die Mängel entziehen sich dem nach rückwärts gerichteten Blick. Tante Marie und Tante Agnes hatten sich wirklich in eine so unbedingte Verehrung meiner Charakteranlagen hineingeredet, daß bei ihnen der Plan entstanden war, mich, den Achtzehnjährigen, für einige Zeit ins Haus zu nehmen, um durch die lebendige Vorführung eines so hell strahlenden Vorbildes auf Georg, der gerade wieder durch einen Akt unwilligen-

schafftlicher Tierfolter die tiefe Schwärze seiner Seele enthüllt hatte, einzuwirken.

Meine Eltern gaben ihre Einwilligung; ich reiste zu den Tanten und zu Cousin Georg, dem Enfant terrible. Es versteht sich von selber, daß der Knabe sehr begierig war, den Antipoden seines Wesens kennen zu lernen. Die Vorliebe, die seine beiden weiblichen Vändiger für mich gefaßt hatten, begründete allerdings in seiner Seele eine gewisse Eifersucht, die im Verein mit der ihm angeborenen Geringsschätzung guter Sitten ein auf Schmälerung meines Ruhmes abzielendes Vorurteil erzeugt haben möchte.

Also das ist er! dachte sich der kleine Lümmel, als ich, geradewegs von der Eisenbahn kommend, ins Zimmer trat und auf die sich mir entgegenstreckenden Hände der Tanten zueilte, um sie zu küssen. Der Eindruck, den ich auf die beiden ernsten, trauerhaften Damen machte, schien die vorteilhafte Meinung, die sie von mir hegten, zu bestätigen. Sie richteten beide gleichzeitig ihre Blicke bedeutungsvoll auf Georg, als wollten sie sagen: Siehst du, was das für ein netter, ordentlicher Mensch ist!

Georg drückte mir stumm und zögernd die ihm dargebotene Hand. In seinen Augen war der Gedanke „der ist nicht von meiner Sorte!“ zu lesen. Die Tanten erfundigen sich, während Georg im Zimmer bleiben mußte, um die Ungelegenheiten meiner Angehörigen. Ich beantwortete alles verständig und so ausführlich, als sie es wünschten. Georg saß stumm daneben, sah mich, wie ich ohne hinzublicken bemerkte, von der Seite an und hörte zu. Und immer wieder nahmen die Tanten die Gelegenheit wahr, um dazwischen Bemerkungen, wie: „Siehst du, Georg! er ist regelmäßig versetzt worden, während du noch in Unterquarta sitzt.“

„Siehst du, Georg! er hat keinen Hauslehrer, der ihm hilft ...“

„Hörst du's, Georg; er arbeitet täglich drei Stunden.“ Das ging so fort. Georg nahm alle diese Vorwürfe anscheinend ruhig hin; er hatte den Mund überhaupt noch nicht geöffnet. Die beiden Frauen schleuderten die schwersten Beschuldigungen gegen ihn, er ertrug sie; wahrscheinlich war es meine Anwesenheit, die ihn da-

von abhielt, sich dagegen aufzulehnen. Mir wurde selber unheimlich zumute dabei.

Endlich kam eine erwünschte Unterbrechung — es ging zu Tisch. Das Speisezimmer war wie jeder Raum mit zierlicher Eleganz eingerichtet, es sah hier so sauber, so aufgeräumt aus, wie im Reliquenschrein eines alten Mädchens. Zahlreiche weibliche Handarbeiten hingen oder lagen an unverrückbar bestimmten Plätzen, alles war bestickt, hübsch bemalt oder in irgendeiner andern Weise durch geschickte und geduldige Frauenhand verziert. Die beiden Frauen führten fort, mich mit Auszeichnung zu behandeln; es kam mir vor, als wollten sie Georg dadurch so recht vor Augen führen, wie glänzend Wohlstandigkeit in der Welt belohnt wird. Dadurch mußte in der Seele des kleinen Bengels ein Aufruhr hervorgerufen werden. Die fortwährende Zurücksetzung mußte ihn kränken; ich glaube, ein anderer hätte es nicht ertragen, aber er war feig und stckte alle Beschämungen ein. Nur einmal zuckte es um seine Lippen, als Tante Marie, zu ihrer Schwester gewendet, sagte: „Ich hoffe das Beste von dem Einfluße unseres jungen Gastes, der Georg nach allen Richtungen hin überlegen ist, auch in Beziehung auf Körperkräfte!“

Georg stieß bei diesen Worten seine Gabel heftig in ein Stück Fisch, daß sie kreischend abglitt. Die beiden Frauen prallten zurück.

„Georg!“ schrien sie gleichzeitig, „sieh doch, wie dein Cousin ist, gib doch acht!“ und Tante Agnes setzte hinzu: „Gestern hast du übrigens eine Damastserviette mit der Gabel durchstochen...“

„Von den neuen?“ fragte seine Mutter ängstlich. Die Schwester nickte. Georg blieb stumm. Er mußte mich verwünschen. Wollte er nach einem Bahnstocher greifen, würde es ihm versagt, weil ich nicht stocherte, sträubte er sich gegen die Kartoffeln, so führte man ihm meine Vorliebe für diese Knollenfrucht zu Gemüte. Ich bemerkte, daß Georg einen verächtlichen Blick auf meinen Teller warf, während er den seinigen mit dem Ausdruck des Widerwillens zur Seite schob. Bei dieser Gelegenheit legte er die Gabel so, daß

die Schwester seiner Mutter, die sich ihm gegenüber am furchtlosesten benahm, bei einer zufälligen Bewegung der Hand damit in Kollision kommen mußte — der heimtückische Bengel, die Galle kochte über in ihm, aber er sprach keine Silbe.

Nach dem Fisch kam — Hasenbraten. Jawohl, leider: Hasenbraten.

„Nimm doch, ach was soll das heißen...“

„Er ist aber auch zu bescheiden!“

„So, da, noch ein Stückchen...“

Klatsch, da lagen zwei große Scheiben Hasenbraten auf meinem Teller, und ich konnte nicht eine Faser davon genießen. Sollte ich mir und den Frauen jetzt die Beschämung bereiten, zu erklären: Mit meiner musterhaften Aufführung ist es zu Ende, ich kann euer Essen nicht genießen! Georg hätte triumphiert.

Während ich in dieser grenzenlosen Verlegenheit verstohlen, als erwarte ich fremde Hilfe von weiß Gott wo, nach links und rechts blickte, bemerkte ich seitlich hinter meinem Stuhl, zwischen Kamin und Klavier, einen hübschen weißen Mops, der wohlstandig und artig (wie alles in diesem Hause, bis auf Georg) dasaß und darauf dressiert zu sein schien, die am Tisch Sitzenden nicht durch Betteln zu belästigen. Da der Hasenbraten und der Hund gegeben war, stellte sich in der natürlichen Ziehenverbindung sofort die Erinnerung an Großvaters berühmten Streich ein. Ich beschloß, dieselbe Geschichte in Szene zu setzen und zerschnitt zunächst meinen Braten, um ihn in geeigneten Momenten dem Mops zuzuwerfen. Es ging vortrefflich; die Tanten hatten sich nämlich gerade wieder vereinigt, um den unglücklichen Georg mit Vorwürfen zu überschütten, wodurch mir Gelegenheit geboten war, unbemerkt Bissen für Bissen in die Ecke zu eskamotieren, wo der Retter in der Not saß. Auf diese Weise hatte ich den Schicksalsteller glücklich leergemacht. Oh, guter Großvater, hätte ich doch nimmer geglaubt, daß dein genialer Streich mich einmal aus einer so fatalen Lage befreien werde! ...

Plötzlich fuhr Georg hastig empor, sein Mund öffnete sich weit, um ein übermütiges, lautes

„Hahaha, seht nur!“ auszustoßen, dabei stampfte er mit dem Fuß vor Vergnügen und mit der Hand wies er in die Ecke, wo der Hund saß.

Das schneeige Fell des Mopses zeigte überall Spuren von Bratensoße, die Stücke Hasenbraten lagen auf dem Teppich umher und leider auch auf dem blauen Atlasfiffen, auf dem das Tier saß, das meinen Hasenbraten verschmäht hatte.

Der Hund war ausgestopft!

Georg brüllte vor Lachen und tanzte auf einem Bein; der Jubel der Schadenfreude hatte ihm die Augen mit Tränen gefüllt. Ich blickte zu Boden und erwartete, daß er sich öffnen werde, um mich und meine Scham aufzunehmen.

Die Tanten bedauerten, daß ich mir diese Blöße gegeben, Georg triumphierte, am nächsten Tag reiste ich ab.

NÄCHTLICHE BANNUNG

Der Mond scheint herein,
die Welt ist so weit,
ich bin nun allein
mit der Ewigkeit.

Singt draussen das Gras,
tönt Sphärenmusik?
Die Luft steht wie Glas
und bindet den Blick.

Verrauschte ein Zug?
Erlosch je ein Stern?
Mein Herz war's, das schlug,
die Turmuhr, ganz fern!

Ganz still lieg ich da,
die Schwere wird leicht,
die Weite rückt nah,
das Trennende weicht.

Der Atem verwebt
sich leuchttiefer Nacht,
im Schlummer entschwebt,
was bange gemacht.

(Aus: «Du Mensch in dieser Zeit»)

Julius Zerfass

Vom Vertrauen

Von Rudolf von Muralt

Jedem ein wenig schärfer beobachtenden Reisenden, Kaufmann, Journalisten, kurzum allen, die in diesem Jahrhundert bisher Gelegenheit gehabt haben, durch die verschiedenen Staatengebilde unseres Kontinents zu ziehen, wird bei aller Vielfalt und Gegenästlichkeit der Völker und Ideen eine sämtlichen Ländern Europas gemeinsame Tatsache aufgefallen sein: der immer deutlicher hervortretende Mangel an Vertrauen der Menschen untereinander.

Wer hat heute eigentlich noch Vertrauen zu

seiner Umwelt? Wer glaubt ohne weiteres, was sein Nachbar ihm ernsthaft erzählt, was in der Zeitung steht, was Regierungsbeamte und Parteiführer versprechen? Welche Hausfrau ist ohne Misstrauen ihrem Kaufmann und seinen Waren gegenüber? Wer würde gar einem Fremden etwas anvertrauen, ihn um Beistand bitten, ihn von vornherein für ehrlich halten?

Stellen wir diese Fragen an ganz verschiedene Personen, so wird die Antwort, die wir am häufigsten erhalten, eine beschämende sein: Je düm-